

Zeitschrift: Schweizer Soldat : Monatszeitschrift für Armee und Kader mit FHD-Zeitung
Herausgeber: Verlagsgenossenschaft Schweizer Soldat
Band: 6 (1930-1931)
Heft: 16

Artikel: Soldatenhistörchen aus der Kriegszeit [Fortsetzung]
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-708616>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

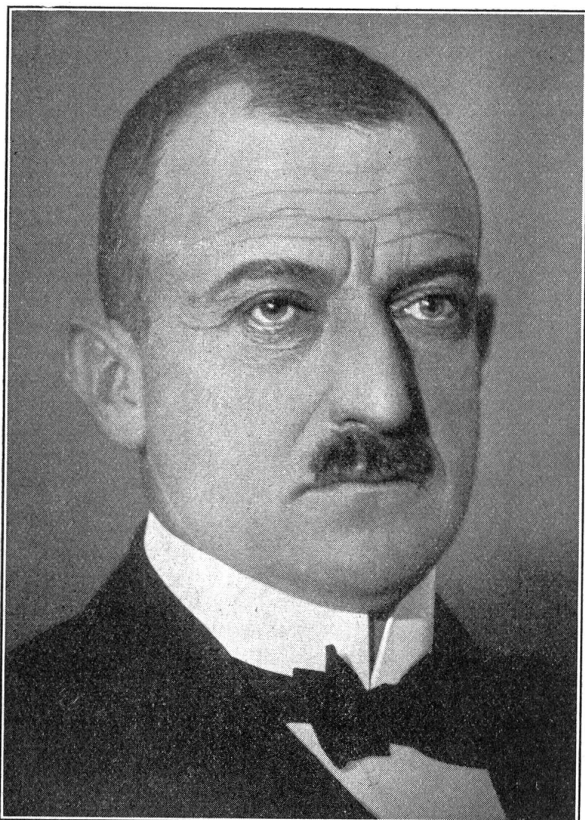
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 06.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Oberstdivisionär Rudolf Miescher.
Colonel divisionnaire Rudolf Miescher.
Phot. Teichmann, Basel.

Soldatenhiströchen aus der Kriegszeit.

Von H. Z., Wachtmeister Geb.-Inf. 1/117.

Der Marsch durch die Schweiz.

Es war Ende Oktober 1914. Wir waren erst vor wenigen Tagen aus der zweiten Linie — Grenchen, Lengnau — in den Jura marschiert. Vorher waren wir einige Tage zu Hause; Brigadeurlaub.

Und nun installierten wir uns irgendwo in einem kleinen Nest in den Freibergen. Alles wies daraufhin, dass wir den ganzen Winter über hier bleiben sollten. Die Kompagnien wurden weit zerstreut, einzeln, in weitentlegenen Dörfern und Weilern, untergebracht. Ich weiss den Namen meines Kantonnementsorts nicht mehr, aber in meinem Gedächtnis lebt er fort. Unser Zug war in der grossen Vacherie eines deutschschweizerischen Wieder- oder Neutäufers einquartiert. Am Abend gingen wir Unteroffiziere zum Posthalter, der einen Salon, ein Klavier und zwei elegante hübsche Mädchen besass. (Das W. C. war allerdings im Stall; der sog. «Schorrgaben» diente hiefür!) Der Herr Hauptmann ermunterte uns, von Hause Bücher, Musikinstrumente, den Fussball kommen zu lassen, Sportnachmittage und Vortragsabende wurden bereits festgelegt. Das Kantonnement unseres Zuges war im «Tenn», aber es fing an, empfindlich kalt zu werden und wir verzogen uns, einer um den andern, auf den Heustock.

Ueberhaupt — die Wohnlichmachung des Kantonnements war Trumpf.

Eines Abends kam ich mit einer Gruppe auf Wache keine unangenehme Abwechslung. Ich habe heute noch in meiner Erinnerung, dass wir durch die Fenster des gar nicht unkomfortablen Wachtlokals zusahen, wie

fleissige Leute unseres Zuges, freiwillig, nach dem Hauptverlesen, eine Brücke über einen Sumpf vor dem Kantonnement bauten, und andere mit Eifer und Lust den nahegelegenen Exerzierplatz «drainierten», unter Anleitung eines sachverständigen Unteroffiziers. (Wenn die braven Leute gehäht hätten, welche Unannehmlichkeiten ihnen aus ihrem guten Willen entspiessen sollten, so hätten sie sich wohl überlegt, ob sie sich zu dieser freiwilligen Arbeit finden lassen sollten oder nicht.)

Die Wache machte ihren gemächlichen Dienst. Ich überlegte, wie ich meine fünf dicken Bände Dierauer, die mit der Feldpost von zu Hause angelangt waren, im Kantonnement oder in einem Raum ausserhalb sicher unterbringen könne. Die Soldatenstuben waren noch nicht erfunden. Am Nachmittag hatte unser Zug «geschüttet», und unsere Emmentaler hatten einander mit den Bergschuhen die Schienbeine massiert.

Kein Mensch dachte etwas Böses; ich sass um 2 Uhr nachts am Tisch und schrieb Briefe nach Hause; ich dachte an meine Mutter, die ich nicht bei bestem Wohlsein verlassen hatte, und ich dachte an dies und das zu Hause, — ich schrieb mit Lust und es ging wie gesalbt —, draussen marschierte die Schildwache regelmässig hin und her, und im Kamin heulte eine bissige Spätherbstbise, die ja diese windigen Hochflächen der Freiberge, mit ihren von niedern Mäuerchen umschlossenen Rossweiden, fast das ganze Jahr durchheult. . . .

Da steckt die Schildwache vor Gewehr (reglements-widriger-, aber vernünftigerweise; warum Grampol machen, wenn es ohne diesen auch geht?) den Kopf in die Türe hinein und sagt ruhig und leise, er glaube, irgendwo im Lande draussen blase man etwas! Ich trat vor die Türe — richtig, der Wind trug uns abgerissene Töne zu — Generalmarsch? Ja, sicherlich Generalmarsch — jetzt — da hört man es deutlich. Das Bataillonsspiel wohnt gegenwärtig für acht Tage bei uns (nicht zu seiner ungetrübten Freude, denn die soldatische Ausbildung ist nach Regimentsbefehl einigen Unteroffizieren der Kompagnie übertragen worden, die die Künstler nach Noten schlauchen; auch die «Knochenschlosser» werden dieser Spezialbehandlung unterworfen). Ich schicke einen Mann zum Spiel und lasse den kommandierenden Kapellmeister holen. Inzwischen ist die Generalmarschspielerei zur reinsten Symphonie geworden; jetzt hört man mindestens fünf Bataillonsspiele. Der Korporal vom Spiel bestätigt ernsthaft: «Ja, die spielen den Generaler; aber üs geht das vorläufig einen Dreck an.» Da kommt ein Radfahrer —: wo ist der Kompagniekommandant? Und nach einigen Sekunden ruft der Herr Hauptmann von der Altane seines Hauses aus: «Generalmarsch blasen! Alarm! Wir marschieren sofort ab — kein Uebungsalarm, nein, es wird alles mitgenommen!»

Schöne Geschichte! — Und die Bücher, die Fussbälle usw.? Die Säumer und Trainsoldaten wurden injuriös, wenn die Leute mit ihrer Privatbagage kamen; die Feldpost weigerte sich, diese voluminösen Pakete jetzt, bei Alarmzustand, anzunehmen. Guter Rat teuer! — ja, da half eben nur die Gewalt. Ich suchte mir die zwei massivsten Schwinger aus dem Trub, die im Zug vorhanden waren, heraus, sprach mit den Trossknechten von den fatalen Folgen, die ihr Widerstand für ihre Gesundheit haben müsste, und unser Hab und Gut, das ordonnanzwidrige, fand Aufnahme dort, wo die Offiziersköfferchen lagen.

Wir hatten ohnehin eine schwere Last. . . . Zelt, Decke und Kaput, Häringe und Pflöcke, die Kriegsmunition um den Leib und im Tornister, Holz, Wäsche,

zweites Paar Hosen, Schuhe, Notproviand, die kleine Gebirgsausrüstung, Schanzwerkzeug usw.

Als wir, nach viel nervösem Geschimpf, abmarschierten nach dem Sammelplatz des Regiments, der «zurück von der Grenze» lag (also ging es nicht gegen den «Feind»!), war es etwa 5 Uhr morgens, und es regnete giftig und kalt. Die Stimmung war nicht besonders gut; die Offiziere wussten über das Marschziel so viel wie wir. Das Regiment marschierte geschlossen weiter dem Osten zu, — bald stiess das andere Regiment der Brigade 9 zu uns, und die Gebirgsartillerie, die Sappeure, die Sanitätskompagnie und der Brigadestab musterte uns streng und finster. Wir waren beim Kloster Bellelay angelangt — heute bernische Anstalt für unheilbare Irre —, es schneite, und offenbar dem Genius loci zuliebe machten wir Halt; ein alter Oberstkorpskommandant liess stichprobenweise Auslegeordnung machen. In unserem Zuge traf das blinde Schicksal ausgerechnet die fleissigen Mannen, die vergangenen Abend bis spät in die Nacht hinein «drainiert» und entsumpft hatten; ihre Hosen im Tornister wiesen noch die Spuren ihrer fleissigen Arbeit auf. Dem Herrn Oberstkorpskommandanten zu erklären, warum diese Leute ihre Beinkleider nicht geputzt haben konnten, fand man überflüssig; die untern Chargen, Major und Hauptmann, die der Exzellenz nachstiefelten, verständigten sich und die Sünder mit Blicken; die Strafandrohungen wurden daher gelassen aufgenommen. Immerhin, die Stimmung war nicht besonders gut; die Auslegeordnung bei Schnee und Wind hatte sie nicht gehoben; gesungen und gejodelt wurde nicht. Als dann noch ein Mitglied des Rösslspiels gewichtig an der marschierenden Kolonne vorbeitrabte, das heisst sein Schlachtross trabte, und der Huf seines Gauls einem Füsilier einen Klotz Strassenkot ins Gesicht warf, rief dieser vernehmlich und deutlich: «S . . hund!»

Der Reiter hielt an und drehte sich im Sattel um: «Meinst du mich?» «Nein, den Gaul!» antwortete der schlagfertige Füsilier, worauf der Reiter befriedigt von dannen ritt.

Wir waren schon unten im Birstal, als der Hauptmann freudestrahlend von irgendwoher geritten kam und uns mitteilte: «Wir marschieren in den Tessin.» Plötzlich war die schlechte Stimmung verschwunden; alles sang und lachte; die Witze stiegen, und es kam Zug und Tempo in den Marsch.

Tessin! Die meisten unter uns waren noch nie im Tessin gewesen. Mit dem Wort Tessin verband sich für unsere Leute eine Menge anderer Begriffe: italienische, südländische Fremde, Mandolinen und seltsame, langgezogene Gesänge, lebhaft, feurige Mädchen, billiger Wein, warme Luft, — wir marschierten mit Wucht um so schnell wie möglich in das gelobte Land zu kommen. In Tavannes war der erste Tagesmarsch zu Ende; — mir ist von dieser Etappe nichts mehr im Gedächtnis, als die Szene, wo die zwei Walliser Kompagnien, die Leute von Leuk und die Leute von Brig, einander mit dem Bajonett das Lagerstroh abjagten!

Am andern Tage marschierten wir weiter, Biel zu. Und es war irgendwo zwischen Pery und la Reuchenette — ich erinnere mich noch so genau, wie wenn es gestern gewesen wäre — wir sangen das schöne Lied: «Es kam ein Knabe gezogen», da ritt der Bataillonsadjutant die Kolonne ab und rief meinen Namen. Er hielt ein Ding in der Hand, das man von weitem als Depesche erkannte. Ich nahm sie ihm aus und Hand und öffnete sie im Singen und Marschieren: «Mutter gestorben.»

Der Hauptmann gab mir sofort drei Tage Urlaub, und mit Sack und Pack, Dreck und Munition, wie ich ging und stund, marschierte ich auf die nächste Bahn-

station und fuhr nach Hause, um meine Mutter zu beerdigen.

Nach drei Tagen kam ich wieder zum Bataillon, das in diesen drei Tagen über Biel und Lyss nach der Bundesstadt marschiert war, dort vor dem General — glaub' ich —, sicherlich aber vor dem Generalstabschef defilierte; (— die Füsiliere erzählten, wie der Oberst Sprecher ganz allein an einer Strassenecke gestanden sei und mit ernstesten Augen auf die schwer und gebeugt dahinstampfenden Gebirgler geschaut habe), die dann der Heimat unseres Bataillons, dem Emmental, zugetipelt waren. In Schangnau stiess ich wieder zur Kompagnie und machte den Marsch weiter mit, über Kemmeriboden, Flühli nach Giswyl; die Voralpenlandschaft war schon winterlich. In der Innerschweiz erkannten unsere Leute, dass man den Italiener und Tiroler auch «beissen» kann, und überall erhielten wir Gemspfeffer in den Wirtschaften. Unterkunft und Marschgewohnheiten waren sehr kriegsgemäss!

Während des Aktivdienstes haben wir viele grosse Märsche «getipelt», auf der schweizerischen Hochebene und im Gebirge. Aber keine dieser grossen militärischen Wanderungen brachte uns eine derartige Fülle innerer und äusserer Erlebnisse, wie der Marsch von La Joux in den Freibergen nach Gravesano bei Lugano im Frühwinter 1914. Zuerst die ernste, durch die Tannenwälder verdüsterte Landschaft des Jura, dann das unter einem bleiernen Winterhimmel sich zum Winterschlaf bereitmachende Bernbiet und endlich das Alpenland. Je näher wir der alten Schweiz kamen, um so wärmer wurde die Begrüssung durch die Bevölkerung. Unsere Leute wanderten durch dieses Alpenland als durch die Heimat; auch wenn die meisten unter ihnen Ob- und Nidwalden und Uri noch nie gesehen hatten, so war ihnen Volk und Landschaft vertraut, wie wenn sie in diesen Dörfern und Höfen aufgewachsen wären. In den Wirtschaften war fröhliches Gelächter und lautes freundeidgenössisches «Plagieren»; man durfte wieder mit der Faust auf den Tisch hauen, trank dazu roten fremden Wein, der mundete und das Blut durch die Adern trieb, und ass Gemspfeffer.

In den Bürger- und Bauernhäusern war man Gast und abends wirbelte man die Mädchen, die in Obwalden blond und blank sind, in Uri schwarze Kirschenaugen haben, im Tanz, dass die «Schnurrenägel» die «Tili» ritzten und die Häuser dröhnten. Ewas freies und urschweizerisches erfüllte uns; wir waren schweizerische Soldaten, aufrechte Schweizer, die als souveräne Bürger an die Grenze marschierten; wir wurden uns bewusst, dass der Wille des souveränen Bürgers und Wehrmannes Staat und Armee trägt und erhält. Und dass ein schweizerischer Wehrmann nicht selbstbewusst genug sein kann!

Als wir noch an der Westgrenze stunden, da schien es uns oft, als ob man das Wertvollste in einem Soldaten, der auch im Rückzug, im Unglück und beim Versagen der obersten Führung seine Pflicht tun muss, das Eigene und das Selbständige einschnüren wollte; willenlose Sklaven aber lauern auf die Möglichkeit der Meuterei, freie Wehrmänner meutern nicht. Die Haltung des deutschen Heeres im November 1918, das die Nerven verlor und meuterte — in der Heimat und da und dort auch an der Front, bewies, dass ein Heer, das vom Kastengeist erfüllt ist, versagen muss in den Tagen der Prüfung. — Jeder Kastengeist in der Armee ist ein Vergehen wider die elementarsten Lehren der schweizerischen Militärpsychologie, die die Autorität des Vorgesetzten lediglich von seinen intellektuellen, psychischen und physischen Qualitäten ableiten.

Aber hier in der Luft der freien Berge, die ernst unter dem stillen Winterhimmel stunden, lernte man, dem Kameraden und Volksgenossen in Reih und Glied wieder vertrauen; wirkliche Kameradschaft erfüllte alle Wehrmänner, diejenigen, die einen Grad bekleideten, und die andern, auf deren Treue und Tapferkeit es zuletzt ankommt.

Und dieser Korpsgeist und Geist der selbstverständlichen Pflichterfüllung, aber auch der stolzen und freien Haltung gegenüber den Vorgesetzten, wurde in unserem Regimente auch nicht mehr erschüttert, als im Sommer 1918 wieder einmal eine Welle der Stupidität durch gewisse obere Regionen ging. . . .

Unter Kaiserstuhl im Obwaldnerland, als die ganze ungeheure Schlange der marschierenden Gebirgsbrigade 9 sich zum Sarner See hinunter ringelte, stand vor einem kleinen Häuschen in den Matten ein alter Mann mit schneeweissem Bart — wir vernahmen später, dass es ein Veteran aus dem Preussenfeldzug 1856/57 war, aus den Jahren, da die Schweiz, einig wie nie zuvor, einer anmassenden Herrenmacht die Zähne zeigte im Namen der *Souveränität des Volkes*. Und dieser Veteran zog sein Käpplein vor der Fahne und vor der Jugend der Nation und rief laut: «Hoch die Schweiz!»

Guten Mutes waren Offiziere und Mannschaften. Und dies, obwohl der Zug durch die Schweiz administrativ nicht gut vorbereitet war und wir alle nach strengem Marsch in novemberlicher Kälte die Nacht im Getreidemagazin in Altdorf auf dem Zementboden ohne Stroh verbringen mussten. Das Stroh wartete, dank des «fürsorglichen» Generalstäblers, in Göschenen auf uns, glaube ich; in Altdorf, wo es sein sollte, war es auf alle Fälle nicht.

Dieser Marsch der ganzen Brigade mitsamt dem Saumtrain von Stans nach Beckenried, von da nach Emmetten, Seelisberg, Schlösschen Beroldingen, Bauen und dann hinüber nach Isental und über Seedorf nach Altdorf wird jedem, der dabei war, unvergesslich bleiben. Als unser Bataillon beim Klösterlein Seedorf vorbeikam, läutete man dort zur Mitternachtsmesse. In Isental standen die Bewohner an der Strasse, mit Gefässen voll Milch und Wasser; sie boten uns Äpfel an, diese armen Bergleute; sie gaben mehr, als die reichen Städte, denen wir vier Jahre später die Geldschranke hüteten, und die uns dafür gönnerisch mit dicken Zigarren regalierten.

In Altdorf wurde ein Retablierungstag eingeschoben; wir mussten das Zeughaus fast plündern, denn viele Käppi waren in den Urnersee gepurzelt, Hosen zerrissen und Tornister defekt geworden.

Das Reusstal hinauf marschierten wir nach Göschenen, wo die literarisch Gebildeten unter uns den Dichter Zahn als Marchand de Soupe bewunderten.

In Göschenen wurden wir allesamt «verladen»; die Gotthardstrasse war anfangs November für den schweren Train unpassierbar; aber in Airolo wurden wir wieder auswagoniert, und die meisten unter uns erlebten zum ersten Mal das Wunder eines «Alpenüberganges» von Nord nach Süd. In Göschenen bedeckter Himmel, kühl und winterlich, und in Airolo und Faido, unserem ersten Nachtquartier auf tessinischem Boden, spielte die milde Herbstsonne in den Fenstern, und wir konnten den billigen Nostrano vor den Häusern trinken. Auf den Kirchtürmen der Leventina wehte die Schweizerfahne, Klerus (welcher Unterschied zum Jura!) und Volk grüssten uns herzlich und freudig, — das Tessinervolk öffnete uns Tür und Tor. Eine Welle der Sympathie umflutete uns, die nie verebte. Diese Bauern der Le-

ventina, diese Arbeiter, dieses hart arbeitende Volk des Tessin sprach wohl eine Sprache, die wir nicht verstanden, — aber wir verstanden die Sprache der Augen und wir fühlten uns zu Hause in ihren Häusern und in ihrem von der Sonne erfüllten Lande.

Nicht wenige waren unter uns, denen es vorkam, als ob sie unter diesen Menschen und in dieser Landschaft schon einmal dahingezogen wären — es war ihnen nichts fremd, alles schon vertraut, wie aus einer fernen Kindheit —, als einst die Ahnen hinunterzogen und einen kurzen Traum einer alpinen Grossmacht träumten, einen Traum, dem der Eigennutz der Pfeffersäcke und der konfessionelle Hader ein Ende bereiteten.

An einem winderfüllten Tag, unter einem bedeckten Himmel, zogen wir von Malvaglia im Bleniotal nach Bellinz; das ganze Regiment marschierte hinter der Kaserne auf, aus deren Fenster kriegsbärtige Soldaten älterer Jahrgänge blickten, die uns mit rauhen Scherzreden empfingen; schallendes Gelächter erfüllte die Luft; Zeitungsausrufer drängten sich herzu und riefen: *Il Seccolo, il Corriere, der «Punt» («Bund»)*. Und am Abend drängte sich eine Masse Soldaten durch die Gassen Bellinzonas; glücklicherweise fand ich mit einem alten Schulfreund, der als Mediziner und Sanitätskorporal bei der Festungsartillerie stand, ein verstecktes Restaurant, «Zoppi», wo wir famos und billig «nachmahlten», wie die Oesterreicher sagen, und Nebiolo, Freisa, Barbera und Asti erhielten. Auch der Kaffee expresso gefiel uns und die flinken Aufwärterinnen betrachteten wir durch den Rauch der Brissago mit Behagen; in vorgerückter Stunde füllte sich das Lokal mit Kameraden, und es kamen Bänkelsänger, die die eigenartigen welschen Lieder sangen, die nach wenigen Wochen der letzte Fusilier piff und sang —. . . .

Andern Tags marschierten wir über den Berg ins Sottoceneri. Hinunter an den blauen See und in die fremde Stadt . . . wir behielten für Monde und Jahre das eigenartige Glockenspiel der Campanile in den Ohren.

Für einmal nehme ich hiermit Abschied vom geduligen Leser, der mir bis hierher gefolgt ist. Ich bin ihm noch einige Vorkriegshistorchen schuldig geblieben, und ich werde ihm zu gegebener Zeit aus der Dienstzeit im Tessin und im Wallis wohl noch dies und das erzählen dürfen.

Militärisches Allerlei.

Im Mittelpunkt der militärischen Diskussion unseres Landes steht gegenwärtig die Frage der **Reorganisation der Armee und der Militärverwaltung**. Herr Bundesrat Minger beweist damit, dass er diese schwere und gewaltige Arbeit in Angriff nimmt, noch bevor die Ersparniskommission ihre Aufgabe beendet hat, dass er ein Mann der Tat ist. Der Inhalt des jüngst durch die Tagespresse veröffentlichten Communiqués des Bundesrates über diese Frage lässt sich kurz zusammenfassen in folgenden Sätzen: Wir sind uns, bei allem Streben nach Mehrung der Garantien des Völkerbundes, klar bewusst, dass wir vorläufig zur Erfüllung unserer Aufgabe einer tüchtigen Armee bedürfen. Ihre Reorganisation ist notwendig. Sie soll durchgeführt werden unter Anwendung des in der Bundesverfassung festgelegten Grundsatzes der allgemeinen Wehrpflicht und des Milizsystems. Die Erhaltung der Wehrfähigkeit unseres Landes und die Verbesserung der Kriegstüchtigkeit unserer Armee, unter Berücksichtigung der Tragfähigkeit unserer Finanzkraft, ist das Ziel der Reorganisation. Alles Geld, das für eine ungenügende Landesverteidigung ausgegeben wird, ist verschleudert.

Mit der Ausarbeitung eines vorläufigen Revisionsentwurfes ist der Chef der Generalstabsabteilung, Oberstkorpskommandant Roost, beauftragt worden, der die nötigen Mitarbeiter heranziehen wird. Die Behandlung der acht Fragenkomplexe: Aufgaben der Armee, Personalbestände, Material und Pferde, Ausbildung, Organisation, Verwaltung, Aktiver Dienst, praktische Durchführung der Reform wird lange Zeit beanspruchen. Wertvoll und erfreulich an der ganzen Sache ist der klar zutage tretende Wille des eidgen. Militärdepartements, dem Lande jede unnötige Ausgabe zu ersparen und das starke Bewusstsein der Verantwortung für die Sicherheit des Landes.